

KARL HEINZ LADENHAUF / LISELOTTE NAUSNER

„Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“ (GS 1)

Pastoralpsychologische Weiterbildung als Lernfeld der Beziehungsfähigkeit

Kann man Beziehungsfähigkeit, die man in pastoralen Berufen braucht, lernen? – Diese Frage stellten wir dem Leiter des „Pastoralpsychologischen Weiterbildungskurses: Beratung und Praxisbegleitung in der Seelsorge“ der Katholisch-Theologischen Fakultät Graz. Ass.-Prof. Dr. Ladenhauf und seine Mitarbeiterin Mag. Nausner zeigen in ihrem Beitrag, der mit Erfahrungsberichten von TeilnehmerInnen des Kurses schließt, Möglichkeiten und Grenzen auf, sich Beziehungskompetenz anzueignen. (Redaktion)

1. Der „Sitz im Leben“ der Frage nach der Beziehungsfähigkeit

1.1 Gesellschaftliche Bedingungen der Beziehungskultur

Dass die Beziehungsfähigkeit der Menschen in der spätmodernen Gesellschaft fragwürdig geworden ist, ist selbst Ausdruck einer wichtigen Facette des gesellschaftlichen Wandels. Die Frage nach der Beziehungsfähigkeit ist daher nicht auf psychologische Aspekte zu reduzieren. Die inzwischen vielbeschworenen Tendenzen der Freisetzung des Individuums aus kollektiven Einbettungen, in denen die Beziehungsgestaltung der Menschen untereinander, zu sozialen Gruppen und zu Institutionen in hohem Maße vorgegeben war, ermöglicht und zwingt immer mehr Menschen zur eigenverantwortlichen Gestaltung ihres Beziehungsfeldes. Besonders virulent ist dieser Wandel im Feld der Geschlechterbeziehungen¹. Dieser permanente Gestal-

tungsauftrag betrifft die Wahl der sozialen Beziehungen ebenso wie die Entscheidung für bestimmte weltanschauliche und religiöse Deutungskonzepte des Lebens. Im Kontext der „entfalteten Moderne“ (K. Gabriel) stehen die Menschen vor der Aufgabe der „Selbstsorge“ (H. Keupp). Diese Zumutung, in hohem Maß autonomes Subjekt des Lebens zu sein, stellt eine „riskante Chance“² dar. In der Bewältigung dieser Autonomie- und Flexibilitätsanforderungen gewinnt die Beziehungsfähigkeit als „soziale Kompetenz“ einen zentralen Stellenwert, sie wird zur „Schlüsselkompetenz“.

Beziehungserfahrungen sind eingebettet in die jeweilige Beziehungskultur einer Gesellschaft. Die westliche Zivilisation hat in den letzten Jahrhunderten in einem vorher und in anderen Kulturen nie dagewesenen Ausmaß das Individuum geschützt und gefördert. Dies hat die individuelle Freiheit und Selbstbestimmung sehr vergrößert. Die/Der

¹ Vgl. R. Bucher, Die neue Ordnung der Geschlechter und die Ohnmacht der Kirche, in: M. Gielen/J. Kügler (Hg.), Liebe, Macht und Religion: Interdisziplinäre Studien zu Grunddimensionen menschlicher Existenz. Gedenkschrift für Helmut Merklein, Stuttgart 2003, 339–356.

² Vgl. H. Keupp, Riskante Chancen. Das Subjekt zwischen Psychokultur und Selbstorganisation, Heidelberg 1988.

Einzelne ist – zumindest auf den ersten Blick – weit weniger von kollektiven Einflüssen bestimmt, als dies früher der Fall war: Berufswahl, Lebensform, Wahl des Wohnsitzes, ... sind in einem viel größeren Ausmaß als früher individuell möglich.

Diese Zunahme an Freiheit³ und Selbstbestimmung hat allerdings auch ihren Preis, den wir erst seit relativ kurzer Zeit deutlicher in den Blick bekommen. Ein Mehr an Freiheit bedeutet auch ein Mehr an Selbstverantwortung, ein Mehr an Entscheidungsnotwendigkeit, ein Mehr an Entfremdungsmöglichkeiten. Die Individualisierung von Lebensläufen, die Abnahme sozialer Kontrolle, die Möglichkeit und der Zwang, in fast allen Lebensbereichen individuelle Wahlen und Entscheidungen treffen zu können und zu müssen, stellt auch eine Belastung dar. Die größere „Geschlossenheit“ der Gesellschaft in früheren Zeiten bedeutete neben geringeren individuellen Gestaltungsmöglichkeiten auch Schutz und Stütze für den/die Einzelne/n. Ein größeres Maß an sozialer Kontrolle zum Beispiel bedeutet auch ein größeres Maß an sozialer Einbettung. Die „postmoderne“ Situation mit ihrem Überangebot an Möglichkeiten⁴ stellt für den/die Einzelne/n eine ungeheure Herausforderung dar und wird für viele Menschen zu einer sie überfordern- den Aufgabe.

Der Mensch als „Beziehungswesen“ kommt dabei zunehmend in Schwierigkeiten. Familien, die früher in en-

gem örtlichen Zusammenhang lebten, verstreuen sich über Städte, Staaten, ja manchmal Kontinente. Beziehungen werden aus beruflichen Gründen, welche die Partner an verschiedene Orte führen, großen Belastungen ausgesetzt oder getrennt. Nachbarn, die man früher ein Leben lang kannte, wechseln durch die hohe Mobilität im Laufe eines Lebens mehrmals, etc. All dies sind Faktoren, die die Entwicklung von Beziehungsfähigkeit zumindest nicht fördern, wenn nicht behindern.

Gravierend sind die Auswirkungen der neoliberal geprägten Arbeitswelt. Hier müssen sich die Menschen zunehmend darauf einstellen, dass es „nichts Langfristiges“ mehr gibt – und das „ist ein verhängnisvolles Rezept für die Entwicklung von Vertrauen, Loyalität und gegenseitiger Verpflichtung“⁵. Gefragt sind „flexible Menschen“, die schnell in Kontakt kommen, aber sich schnell auch wieder Neuem und neuen Menschen zuwenden können. Die Fülle der Kontakte führt leicht zur sozialen Überforderung. Die Zeit, die Bereitschaft und Fähigkeit, dem Gegenüber wirklich zu begegnen, eine Beziehung aufzubauen oder eine Bindung einzugehen, sind dabei begrenzt. Abschiednehmen und notwendige Trauerprozesse, die Zeit und Energie kosten, werden oft als hinderlich empfunden.

Gefühle von Entwurzeltheit, nirgends dazugehören, von „Angst, die Kontrolle über ihr Leben zu verlieren“⁶, von Einsamkeit und Überforderung

³ Die Zunahme der Freiheit korrespondiert aber auch mit einer Zunahme von Freiheitsillusionen, subtil wirkenden Unfreiheiten, neuen Normierungen und Standardisierungen (Vgl. U. Beck, *Die Risikogesellschaft*, Frankfurt 1993).

⁴ Vgl. P. Gross, *Die Multioptionsgesellschaft*, Frankfurt 1994.

⁵ R. Sennett, *Der flexible Mensch*, Berlin 2000, 27f. Von dieser „Zeitdimension des neuen Kapitalismus“ ist „das Gefühlsleben der Menschen außerhalb des Arbeitsplatzes am tiefsten berührt. Auf die Familien übertragen bedeuten diese Werte einer flexiblen Gesellschaft: bleib in Bewegung, geh keine Bindungen ein und bring keine Opfer“ (29).

⁶ Sennett, 21.

sind eine mögliche Folge und führen in zunehmendem Maß zu Depressionen, Angstkrankheiten und Suchtverhalten. Die existenzielle Spannung, in die der Mensch als „bezogenes Einzelwesen“ gestellt ist, wurde zunehmend einseitig zugunsten der Autonomie aufzulösen versucht. Die Frage nach den Beziehungen und der sozialen Integration wird dadurch besonders virulent.

1.2 Religionssoziologische und pastoral-theologische Aspekte

Auch das Feld der Religiosität und des Glaubens unterliegt der „Wandelbarkeit aller Verhältnisse“.⁷ Die Tendenzen der Ent-Institutionalisierung, Individualisierung und Pluralisierung der Religiosität stellen die Kirchen und ihre Pastoral vor neue Herausforderungen. Vorgegebene und bisher selbstverständliche traditionelle Einbindungen und Formen der Zugehörigkeit zu Religionsgemeinschaften lösen sich zunehmend auf. Die Kirchen stehen unter dem „permanenten Zustimmungsvorbehalt ihrer eigenen Mitglieder“⁸. Menschen bestimmen die Inhalte ihres Glaubens, die Zeitpunkte sowie Art und Weise ihrer Begegnungen mit den Kirchen zunehmend selbst.⁹ Bisher vorherrschende Rollen- und Beziehungsmuster verändern und erweitern sich. Die personalen Kompetenzen aller kirchlichen MitarbeiterInnen rücken ins Zentrum.

Die Professionalisierung der Seelsorge hat zu einer bisher nicht gekannten Vielfalt von pastoralen Rollen geführt, deren Ausprägung unklar oder unvertraut ist. Selbst die in der Tradition gut verankerten Rollenbilder der Priester und Ordensleute sind schwer fassbaren Veränderungen unterworfen und müssen neu bestimmt werden¹⁰. Die historisch gewachsenen Beziehungsformen treten zurück, eine Berufung auf die Rollenautorität ist kaum noch möglich. Seelsorgerinnen und Seelsorger sind als „Menschen“ gefragt und angefragt, sie müssen sich wesentlich stärker von ihrer Person her als glaub- und vertrauenswürdig erweisen.¹¹

Die Bedeutung der Beziehungsfähigkeit für die Pastoral ist im wohl prominentesten Text des II. Vatikanums ausgesprochen. Unter der Überschrift „Die engste Verbundenheit der Kirche mit der ganzen Menschheitsfamilie“ finden wir im Kap. 1 der Pastoralkonstitution die allseits bekannte Aussage: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger [und Jüngerinnen] Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“ Ein großes Wort, eine große Herausforderung und – soll diese Aussage nicht nur ein literarisch ansprechend formuliertes, aber abgehobenes Ideal bezeichnen –

⁷ F. X. Kaufmann, Religion und Modernität, Tübingen 1989, 193.

⁸ R. Bucher, Wie kam die Kirche in die Krise? in: Ders. (Hg.), In der Krise ist alles möglich. Zwölf Fragen und Antworten zur Lage der Kirche, Münster 2003 (in Vorbereitung).

⁹ Jüngste religionssoziologische Erhebungen wiesen die Gruppe der sog. „Religionskomponenten“ als größte aus. Vgl. P. M. Zulehner/J. Hager/R. Polak, Kehrt die Religion wieder?, Ostfildern 2001, 23.

¹⁰ Vgl. R. Bucher/K. H. Ladenhauf, Räume des Aufatmens. Welche Seelsorge brauchen Menschen heute? in: R. Bucher (Hg.), In der Krise ist alles möglich, Münster 2003 (in Vorbereitung – der Titel des Buches kann sich noch ändern).

¹¹ Schon 1976 postulierte J. Greisch für die Seelsorge eine „Umstellung von Vollzugsnormen auf Gestaltungs- und Qualitätsnormen, die eine starke Aufwertung der Ichleistung nach sich zieht“ (J. Greisch, Die Rolle der Humanwissenschaften in der pastoralen Ausbildung, in: A. Arens (Hg.), Pastorale Bildung, Trier 1976, 106–137, 110).

ein großes Programm für jede Christin und jeden Christen und die Gemeinschaft in der Kirche und der Kirchen.

Die Gestalter des Konzilstextes erfassen in ihrer prophetischen Kraft sehr genau, dass die Jüngerinnen und Jünger Christi sich in einer neuen Weise zu den Menschen, ihrer Lebensrealität und ihren Lebenserfahrungen in Beziehung setzen müssen, wenn sie ihrem Auftrag, als Volk Gottes Heilssakrament in und für die Welt zu sein, gerecht werden wollen.

Es ist nicht mehr möglich, die Botschaft des Christentums einfach zu behaupten, sie in paternalistischem, patriarchalem oder klerikalem Gestus zu vermitteln. „Lebt ihr, was ihr behauptet?“ – „Ist das, wovon ihr sprecht, auch erfahrbar?“ werden zu zentralen Fragen und zum Kriterium der Glaubwürdigkeit des Handelns Einzelner und der Gemeinschaft.¹²

Wenn wir den Menschen weder in Überheblichkeit noch in Servilität von „oben“ oder von „unten“, sondern in Augenhöhe begegnen wollen, ist unsere Beziehungsfähigkeit in neuer Weise gefordert. Die gilt für die Kirchen als Institutionen ebenso wie für die einzelnen Christinnen und Christen.

2. Pastoralpsychologische Weiterbildung als Lernfeld der Beziehungsfähigkeit

Die hier nur angedeutete Wiederentdeckung der pastoralen Orientierung der Kirche und die damit verbundene Entwicklung zur Personalisierung der

Seelsorge stellt einen der Hintergründe für die Frage nach der Beziehungsfähigkeit dar, auf die die moderne Seelsorgebewegung und die Pastoralpsychologie eine Antwort zu geben versuchten. Sie stellten die Seelsorgerin/den Seelsorger als „wichtigstes Instrument der Seelsorge“ in den Mittelpunkt. Die Person und ihre Beziehungsfähigkeit wurden zum zentralen Anliegen der pastoralpsychologisch orientierten Aus- und Weiterbildung. „Gelingende seelsorgerliche Kommunikation beruht auf der Vertrauenswürdigkeit und Tragfähigkeit der seelsorgerlichen Beziehung. Sie aufbauen zu können ist eine Grundkompetenz, um die es in der Ausbildung gehen muss.“¹³

Menschliches Leben ist nur in Beziehungen möglich. Beziehungsfähigkeit ist nur in Beziehungen zu gewinnen. Die Sozialisationserfahrungen, die unser Beziehungsverhalten prägen, sind – wie bereits angedeutet – durch die jeweilige Beziehungskultur geprägt. Anliegen pastoralpsychologischer Bildungsarbeit ist seit jeher die Förderung personaler und sozialer Fähigkeiten. Das von uns seit 1976 praktizierte Weiterbildungsmodell wurde und wird daher als ein „differenzierter Sozialisationsweg (verstanden), der über die Förderung der personalen und sozialen Kompetenz auf die Entwicklung und Erweiterung der pastoralen und pastoralpsychologischen Kompetenz abzielt. Konkreter gefasst umschließt diese Dimension der Kompetenz von pastoralen Berufen vor allem den As-

¹² O. Fuchs hat deutlich herausgestellt, daß der „eigentliche dogmatische Fortschritt dieses Konzils“ darin besteht, dass das II. Vatikanum „die authentische Einheit von Glauben und Leben, Dogma und Pastoral, von Lehre und Praxis ins Zentrum seiner Aussagen“ stellt, „dass prinzipiell nach der Erfahrungs- und Praxisdimension der kirchlichen Lehre und damit aller Dogmen überhaupt gefragt wird“ (Heilen und befreien, Düsseldorf 1990, 81).

¹³ J. Ziemer, Pastoralpsychologische Seelsorgeausbildung im Kontext des Wandels von Kirche und Gesellschaft, in: Pastoraltheol. 92 (2003) 82–97, 91.

pekt der Beziehungsfähigkeit, denn Seelsorge ist wesentlich Arbeit in Begegnung und Beziehung mit Menschen. Die Dimension der professionellen Kompetenz ist in unserem Kontext als pastorale und pastoralpsychologische Kompetenz zu erfassen. Pastorale Kompetenz wird verstanden als die „Fähigkeit des Seelsorgers, als authentischer Zeuge des christlichen Glaubens die Nöte und Fragen der Menschen aufzuspüren und auf Grund seiner theologischen und humanwissenschaftlichen Kenntnisse und Erfahrungen die lebensgestaltende (und redemptive) Kraft des christlichen Glaubens wirksam werden zu lassen.“¹⁴

Vermutlich ist es heute wieder wichtig darauf hinzuweisen, dass durch die Pastoralpsychologie nicht einfach eine unreflektierte Psychologisierung der Seelsorge erfolgte¹⁵, sondern ein Auftrag des Konzils konkretisiert wurde. In der Pastoralkonstitution wird ausdrücklich gefordert: „In der Seelsorge sollen nicht nur die theologischen Prinzipien, sondern auch die Ergebnisse der profanen Wissenschaften, vor allem der Psychologie und der Soziologie wirklich beachtet und angewendet werden ...“ (Kap. 62). Im „Dekret über die Ausbildung der Priester“ wird verlangt, dass die Priester (das gilt heute natürlich auch für die LaientheologInnen) „sorgfältig ... in die Kunst der Seelenführung eingeführt werden“ und dass jene „Eigenschaften der Alumnus ausgebildet werden (sollen), die am

meisten dem Dialog mit den Menschen dienen: wie die Fähigkeit, anderen zuzuhören und im Geist der Liebe sich seelisch den verschiedenen menschlichen Situationen zu öffnen“ (Kap. 19).

3. Wie kann Beziehungsfähigkeit gelehrt und gelernt werden?

In unserem Grazer Projekt des „Pastoralpsychologischen Weiterbildungskurses: Beratung und Praxisbegleitung in der Seelsorge“ konnten wir bisher in 20 Kursgruppen ca. 350 Seelsorgerinnen und Seelsorger weiterbilden. Inhalte und didaktische Konzepte¹⁶ wurden immer wieder evaluiert und leicht modifiziert, in ihren Grunddimensionen aber bestätigt. Diese bestehen im Angebot, die eigene Beziehungs- und Gesprächskompetenz zu entwickeln – und zwar im geschützten und vertrauensvollen Raum einer über drei Jahre währenden Gruppe. Lehren und Lernen wird dabei als ein personaler und intersubjektiver, sozialer und prozessorientierter Vorgang gestaltet. Johann Michael Sailer hatte schon 1835 gefordert, „nicht nur den Seelsorger im Menschen, sondern auch den Menschen im Seelsorger zu bilden“¹⁷. Zentral ist das Bemühen um die Integration von Persönlichkeitsbildung, Wissensvermittlung, Praxiseinübung und Praxisreflexion. „Für den pastoralen Bildungsbereich kommt hinzu, dass die Auseinandersetzung mit der eigenen Biografie nicht nur die Ebenen der Selbsterfahrung und der religiösen Da-

¹⁴ K. H. Ladenhauf, *Gestalttherapie und Integrative Therapie in der Seelsorge*, Paderborn 1985, 166.

¹⁵ Natürlich waren solche Tendenzen fallweise tatsächlich anzutreffen, sie wurden aber sehr bald selbstkritisch erkannt und korrigiert. Zur Auseinandersetzung mit der (vorurteilsvollen) Kritik an der Pastoralpsychologie vgl. H. Wahl, „Alles ist Fragment“ – aber Fragmente sind nicht alles!, in: *ThPQ* 145 (1997) 245–255.

¹⁶ Informationen zum Lehrgang sind unter <http://www-theol.kfunigraz.ac.at/past/ladenhauf/weiterbildung.html> abzurufen.

¹⁷ J. M. Sailer, *Vorlesungen aus der Pastoraltheologie*, Sulzbach 1835, Bd. I, 9.

seinerfahrung umfasst, sondern sich auch den provozierenden Herausforderungen der ‚offenbarungsgebundenen Glaubenserfahrung‘ (H. Stenger) aussetzt.“¹⁸ Hermann Stenger hat die Ziele der pastoral-psychologischen Bildungsarbeit prägnant formuliert: SeelsorgerInnen sollen befähigt werden, „personbezogen zu kommunizieren“, „wirklichkeitsbezogen zu handeln“ und „botschaftsbezogen mit Symbolen umzugehen“.¹⁹

Im Folgenden werden einige Aspekte der Weiterbildung in ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Beziehungsfähigkeit kurz dargestellt.

3.1. „Aufatmen finden für das Leben“

„Heran zu mir alle, ihr Mühenden und Überbürdeten: Ich werde euch aufatmen lassen. Mein Joch nehmt auf euch und lernt von mir. Denn: Sanft bin ich und von Herzen niedrig, und ihr werdet Aufatmen finden für euer Leben.“ So übersetzt Fridolin Stier Mt 11,28f. Vor aller Kompetenzerweiterung und Verbesserung der pastoralen Funktionsfähigkeit geht es zuerst um ein „Aufatmen finden für das Leben“. Aufatmen können, zur Besinnung kommen, zu sich und seinen Sinnen kommen – darin liegt eine wesentliche Voraussetzung der Entwicklung von Beziehungsfähigkeit. Pastoralpsychologische Weiterbildung verstehen wir daher als einen diakonischen Dienst an den in der Seelsorge sich verausgabenden Menschen. Nicht zuletzt die verstärkte Personalisierung der Seelsorge und der daraus resultierende „Authen-

tizitätszwang“ führt zu vielfältigen Formen der Überlastung und Überforderung gerade bei jenen kirchlichen MitarbeiterInnen, die sich durch eine besondere Sensibilität und Aufmerksamkeit auszeichnen. „Wenn wir Menschen besser dazu befähigen wollen, eine ‚redemptive‘ – also erlösende und befreiende – Seelsorge zu gestalten, dann haben sie ein Recht darauf, dass auch ihr eigener Bildungsweg als ‚redemptiver‘ – und in einem gewissen Sinn als ‚diakonischer‘ – Weg erfahren werden kann.“²⁰ Die zumindest fragmentarische Erfüllung dieses Anspruches setzt eine über drei Jahre gehende kontinuierliche Lerngruppe unter einer kompetenten und vertrauenswürdigen Leitung voraus. Nur so ist zu verhindern, dass die Rede von der Seelsorgerin/dem Seelsorger als „wichtigstem Instrument der Seelsorge“ zu neuen Formen der (Selbst-)Instrumentalisierung dieser Personen und ihrer Beziehungen führt. Gerade die selbsterfahrungsgegründete Einsicht in die vielfältigen und meist subtilen Formen der Instrumentalisierung und Verobjektivierung von Menschen im gesellschaftlichen und auch im kirchlichen Feld sowie das Wissen um ihre Auswirkungen auf die Lebens-, Beziehungs- und Glaubensgestalt stellt eine wichtige Dimension der Beziehungsfähigkeit dar.

3.2. „Leidempfindlich“ und nicht „sündenempfindlich“ (J. B. Metz)

Als einen wesentlichen Aspekt der Beziehungsfähigkeit von SeelsorgerInnen sehen wir die Förderung der „Leid-

¹⁸ K. H. Ladenhauf, Integrative Therapie und Seelsorge-Lernen, in: I. Baumgartner (Hg.), Handbuch der Pastoralpsychologie, Regensburg 1990, 181–194, 189.

¹⁹ H. Stenger, Kompetenz und Identität, in: Ders. (Hg.), Eignung für die Berufe der Kirche, Freiburg-Basel-Wien 1989, 31–133, 54–64.

²⁰ K. H. Ladenhauf, „... dem Menschen als solchem dienen, nicht bloß den Katholiken“. Pastoralpsychologie als Diakonie, in: F. Weber/T. Böhm/A. Findl-Ludescher/H. Findl (Hg.), Im Glauben Mensch werden (FS für Hermann Stenger), Münster 2000, 199–206, 203.

empfindlichkeit“ und die selbstkritische Auseinandersetzung mit der „Sündenempfindlichkeit“ in der christlichen Tradition. J. B. Metz hat prägnant darauf hingewiesen: „Nicht dem Leid der Kreatur galt die primäre Aufmerksamkeit, sondern ihrer Schuld. Christliche Theologie [und mit ihr die Seelsorge, Anm. d. Vf.] wurde vor allem zu einer Heuristik der Schuldgefühle und der Sündenangst.“²¹ Diese die seelsorglichen Beziehungen vielfach belastende Realität eines moralisierenden Religionsverständnisses findet sich in den Biografien und Lebenssituationen vieler kirchlicher Mitarbeiter/innen.²² Nicht selten zeigt sie sich subtil in paternalistischen, patriarchalen und klerikalistischen Formen der Beziehungsgestaltung. Die Wahrnehmung und die Auseinandersetzung mit diesen introjizierten moralisierenden Haltungen und die Entwicklung eines freieren und reiferen Gewissens wird zur Voraussetzung dafür, auch die seelsorglichen Beziehungen als Orte der empathischen und solidarischen „Leidempfindlichkeit“ zu gestalten. Es soll aber nicht verschwiegen werden, dass dies u. U. auch zu einer Zunahme des Konfliktpotenzials führt. Mehr Ehrlichkeit und weniger „als ob“ in unserem kirchlich-pastoralen Alltag macht unser Leben wahrscheinlich nicht immer leicht-

ter, wohl aber respektvoller und glaubwürdiger.

3.3. Die Befähigung zur Intersubjektivität durch Erfahrungen der „intersubjektiven Hermeneutik“²³

Beziehungsfähigkeit kann nur in Beziehungen gelernt und entwickelt werden. Das ist eine anthropologische, psychologische und theologische Binsenweisheit – und doch nicht selbstverständlich. Subjekt-Sein und Subjekt meines Lebens werden ist nur in intersubjektiven Beziehungen möglich.²⁴ Doch Beziehungen sind grundlegend ambivalent. Sie können ebenso förderlich und aufbauend wie hinderlich und zerstörend sein. Unsere Lebensgeschichte ist Beziehungsgeschichte, unsere Beziehungsfähigkeit daher wesentlich durch sie bestimmt. In der bewusst machenden Auseinandersetzung mit unserem Beziehungsverhalten, seinen „blinden Passagieren“ (H. Stenger)²⁵ und seinen „Versteinerungen“ unseres Herzens liegt die (riskante) Chance der Gewinnung von größerer Freiheit in der Selbst- und Fremdwahrnehmung und der Fähigkeit, den Realitäten des Lebens „in unseren Herzen Widerhall“ zu geben.

Im Konzept der „intersubjektiven Hermeneutik“ hat H. Petzold konkrete Möglichkeitsbedingungen beschrieben,

²¹ J. B. Metz, Gotteskrise. Versuche zur „geistigen Situation der Zeit“, in: Diagnosen zur Zeit. Mit Beiträgen von J. B. Metz, G. B. Ginzel u.a., Düsseldorf 1994, 76–92, 85.

²² Vgl. die erhellenden Reflexionen von M. Wörther zum durch die religiöse Sozialisation vermittelten „dualistischen“, „tabuisierenden“, „platonischen“, „tiefen“ und „elitären Denken“ (Als ich noch älter war, Würzburg 1996).

²³ Vgl. zum Folgenden: H. Petzold, Konzepte einer mehrperspektivischen Hermeneutik und nichtsprachlichen Ausdrucks in der „Integrativen Therapie“, in: Ders., Integrative Therapie. Modelle, Theorien und Methoden für eine schulenübergreifende Psychotherapie, Bd. II/1: Klinische Philosophie, Paderborn 1993, 91–151.

²⁴ „Ontogenetisch gesehen beginnt das Kind sich als Subjekt, in seiner Persönlichkeit wahrzunehmen, zu erfassen und zu verstehen, weil es als Person wahrgenommen, erfasst und verstanden wurde.“ (Petzold, Konzepte, 131). Was hier entwicklungspsychologisch ausgesagt wird, hat seine strukturelle Entsprechung in der theologischen Anthropologie: Der Menschwerdung des Menschen geht die unverdiente Annahme und das „Erkanntwerden“ (im biblischen Sinn!) durch Gott voraus.

²⁵ H. Stenger, Kompetenz und Identität, in: H. Stenger (Hg.), Eignung für die Berufe der Kirche, Freiburg i. Br. 1989, 31–133, 55.

die in der Bezogenheit menschlicher Existenz gründende Beziehungsfähigkeit zu entwickeln.²⁶ In der „intersubjektiven Hermeneutik“ geht es um einen wechselseitigen Prozess zwischen den am Beziehungsgeschehen beteiligten „Subjekten, der von dem ständigen Bemühen um wechselseitiges Wahrnehmen, Erfassen und Verstehen der eigenen *Geschichte*, des *gegenwärtigen* Lebensvollzugs und der Prospektion auf eine *Zukunft* gekennzeichnet ist, weiterhin von der Bereitschaft, das Erkannte zu teilen und das Geteilte mitzutragen“²⁷.

Pastoralpsychologische Weiterbildung zielt auf die Förderung der „hermeneutischen Kompetenz“ als Ausdruck der Beziehungsfähigkeit, indem sie in der kontinuierlichen Kursgruppe einen tragfähigen sozialen Raum bereitstellt, in dem sich die Teilnehmenden selbst als wahrgenommen, erkannt und verstanden erfahren können.²⁸

a) *Wahrnehmen*: Angemessen wahrgenommen zu werden, stiftet Selbstwahrnehmung und weckt damit die Fähigkeit zur Fremdwahrnehmung. Qualifiziertes Feedback als Resonanz auf aktuelles Beziehungsverhalten ermöglicht das Erkennen von Überlagerungen gegenwärtiger Szenen durch frühere. In Übertragungen und Projektionen aufscheinenden „alten“ Atmosphären und Gefühlen – vielfach eine Quelle von Beziehungsstörungen – kann so in größerer Freiheit begegnet werden, weil an die Stelle des Verdrängens das Erinnern treten kann. Wer

fähig sein soll, „anderen zuzuhören und im Geist der Liebe sich seelisch den verschiedenen menschlichen Situationen zu öffnen“²⁹, braucht diese existenzielle Erfahrung des Wahr-, Angenommen- und Beim-Namen-Gerufen-Seins (Jes 43,1).

b) *Erfassen*: Einen anderen Menschen in seinem Wesen erfassen, sie/ihn empathisch begreifen, stiftet Personalität und Identität, Selbst-Empathie und Selbsterkenntnis. Wer Empathie erfährt, bildet die eigene Empathiefähigkeit aus, wer sein eigenes „Biografiebewusstsein“ erschließt, befreit sich von Wiederholungszwängen (S. Freud) und wird auch befähigt, Biografien anderer Menschen besser zu erfassen.

c) *Verstehen*: Jemanden zu verstehen, ist nicht nur eine kognitive Leistung der Informationsverarbeitung über einen anderen Menschen, sondern in gewisser Weise das engagierte und solidarische Sich-Einlassen auf eine Lebensgeschichte und Lebenssituation. Die Erfahrung, verstanden zu werden, ermöglicht es, sich selbst in seinen Lebenszusammenhängen zu verstehen, und erweitert die Sinnerfassungskapazität. Dies wird wieder zur Grundlage eines erweiterten Verstehenshorizontes für andere und ermöglicht ein umfassenderes Lebenswissen.

d) *Erklären*: Wer in intersubjektiver Weise „etwas über seine Lebenszusammenhänge und -hintergründe erklärt bekommt – auf der Grundlage von Ver-

²⁶ Dies ist nur durch und mit anderen Menschen möglich. Die psychologischen und psychotherapeutischen Konzepten fallweise unterstellte Selbsterlösung ist eine anthropologisch-psychologische Unmöglichkeit!

²⁷ Petzold, *Konzepte* (Anm. 23), 128.

²⁸ Nicht zuletzt liegt die Bedeutung dieser Erfahrungen auch darin, die Kursgruppe als einen lebensförderlichen Ort der Kirche zu erleben.

²⁹ II. Vatikanum, Dekret über die Ausbildung der Priester, 19.

ständnis, Wertschätzung und Akzeptanz –, so dass diese Erklärungen nicht aufgezwungen sind, sondern eine Auseinandersetzung, eine Klärung, einen eigenen Standort und damit Annahme, Abänderung oder Ablehnung des Erklärten ermöglichen, wird etwas Wichtiges gewinnen: Eine Klarheit – trotz aller möglichen Betroffenheit – in Bezug auf sich selbst, auf andere und anderes“³⁰.

Die bisherigen Ausführungen bedürfen einer weiteren Perspektive. Alles Bemühen um Intersubjektivität stößt auch an Grenzen. Wer um die Bedeutung des Wahrnehmens und Verstehens weiß, muss auch um die Vorläufigkeit, Begrenztheit und Fragmentarität dieses Handelns wissen. Immer bleibt unsere Wahrnehmung perspektivisch, unser Erfassen und Verstehen begrenzt und unser Erklären vorläufig. Wer dies nicht realisiert, gerät in Gefahr, manipulativ und gewalttätig zu werden. Gerade wohlmeinende und bemühte Menschen in helfenden Berufen müssen manchmal erst lernen, das „Anderssein des Anderen“, die unaufhebbare Fremdheit, die Grenzen der Empathie und des Verstehens auszuhalten und in Respekt vor der Unverfügbarkeit anzuerkennen. Vollständige Intersubjektivität und darin gegründete Identität ist nur unter dem eschatologischen Vorbehalt denkbar.

4. Erfahrungen von WeiterbildungsabsolventInnen

Wir haben AbsolventInnen der Weiterbildung gebeten, zu Fragen Stellung zu nehmen, die uns die Redaktion der Zeitschrift in der Einladung zu diesem Artikel vorschlug. In den auszugswei-

se wiedergegebenen Antworten konkretisieren sich die oben eher grundsätzlich formulierten Aussagen.

Lässt sich Beziehungsfähigkeit gezielt lernen?

Unter guten Bedingungen: Ja!

„Ja! Ich denke, dass die Beziehungsfähigkeit einerseits vom Ur-Vertrauen abhängig ist, andererseits von unserer Kommunikationsfähigkeit beziehungsweise von unseren reflektierten oder eben nicht reflektierten Verhaltensmustern abhängt. Doch sollte dieser reflektierende Prozess beidseitig sein. Für mich sind Beziehungsstörungen nie einseitig. Weiters denke ich, dass die Fähigkeit des Zuhörenkönnens und die Deutung des von mir Gehörten einen wesentlichen Teil unserer Beziehungen bestimmen. Im weiteren hängt diese Fähigkeit sicher von unserem kulturellen Umfeld ab, von der Generation und deren Sprachgebrauch beziehungsweise der Deutung der Sprache und die damit verbundene Mimik und Gestik.“ (Ordensfrau)

„Ja, die Gespräche in der Gruppe bieten ein großes Übungsfeld, Wahrnehmung, Körpersprache und die Sprache der einzelnen Teilnehmenden aufzunehmen, meine Gedanken und Gefühle zu ordnen und danach meine Antwort zu geben.“ (Ehrenamtliche Mitarbeiterin)

„Für mich klar zu bejahen. Vieles davon gelingt in der Kindheit und was da offen geblieben ist, oder nie die Chance hatte, gelernt zu werden, kann bei guten Bedingungen (vielleicht auch nur teilweise?) nachgeholt werden. Manche Menschen erlebe ich als Naturbegabung (hat vielleicht auch mit ihrem frühen Umfeld zu tun), bei anderen – vor allem im Kurs – erleb(t)e ich, dass sie/wir lernen können, wo es nötig ist. Ich vermute, dass nicht alle alles lernen können und um darin wirklich Meister zu werden, braucht es neben der Schulung wohl auch Talent und Gnade, aber die eigene Beziehungsfähigkeit auszubilden und zu verbessern ist jeder/m möglich.“ (Pastoralassistentin)

Als Technik: Nein!

„Nein im Sinne von ‚jetzt lerne ich Beziehungsfähigkeit‘ (quasi im Sinne einer Technik beziehungsweise neutraler gesagt als Qualifikation). Zu lernen oder besser zu erkennen sind die eige-

³⁰ Petzold, Konzepte 133.

nen Begabungen und Schwächen auf andere Menschen einzugehen. Zum Beispiel was mich betrifft, habe ich erkennen müssen, dass es etwa nicht mein Talent ist, rasch Beziehungen herzustellen, vor allem wenn es sich zugleich um Gruppen handelt – wie eben bei meinem Beginn in der Pfarre, wo das schnelle, freundliche Sich-Präsentieren (auf small talk Ebene) durchaus gefragt ist und ja tatsächlich auch Ersteindrücke und Beziehungsmöglichkeiten schafft. Aufgabe ist dann im Sinne von „Beziehungsfähigkeit lernen“ ein zweifaches: (1) Sehen, dass es so ist und die Stärken in Verlässlichkeit und Tiefe etc. liegen und (2) um diese Schwäche zu wissen und eben mühsam dranbleiben und auch diese zu Recht geforderte und für pastorales Handeln hilfreiche Art von Beziehungsfähigkeit immer wieder zu üben. Lernen von Beziehungsfähigkeit hat wohl mit der Reflexion seiner eigenen Beziehungen zu tun und dem im Kurs für mich so prägenden Grundsatz: Ich verstehe dich = Ich verstehe mich auf dich hin.“ (Priester)

Welche Erfahrungen im Hinblick auf die Entwicklung der Beziehungsfähigkeit haben Sie im Pastoralpsychologischen Lehrgang gesammelt?

Sich anderen zumuten lernen

„Ich persönlich habe im Kurs bisher besonders gemerkt: durch das Wahrnehmen der eigenen Regungen/auch leiblichen Reaktionen merke ich besser, was in mir und im anderen vorgeht; wie wichtig es ist, nicht dem anderen meine Deutungen aufzusetzen; etwas mehr Mut zu entwickeln, mich den anderen zuzumuten, Fehler zu machen, den eigenen Standpunkt auch zu vertreten, wenn die anderen dagegen sind, oder ich das vermute.“ (Priester)

„In der letzten Kurseinheit gab es einen Teil, in dem wir einen Brief verfasst haben, den Gott an uns schreibt. In dieser Kleingruppenarbeit trat das gegenseitige Vertrauen als Boden für das intime Persönliche hervor. Und durch dieses Vertrauen wuchs in mir auch der Respekt vor den anderen.“ (Ordensfrau)

Ich weiß mehr über mich

„Im Beobachten, Wahrnehmen und Annehmen der anderen beziehungsweise in der Entwicklung all dessen habe ich viel über andere Menschen gelernt, über fremde Lebenswelten und wie ich mich mit ihnen verbinden und von ihnen lösen kann. Das war überaus wertvoll für

mich. Und es ist und war mir eine Freude, wahrnehmen zu können, wie ich und die anderen, wie sehr wir uns alle verändert haben, wie sich das auch in unserer persönlichen Lebensgestaltung, unseren Beziehungen und unserer Arbeit spiegelt, mit welchen Schwierigkeiten das verbunden ist und welches Geschenk es bedeutet. Ich bin kein anderer Mensch als vor fünf Jahren, und ich bin auch nicht besser, aber ich bin zufriedener und ganz sicher bin ich mehr ich selbst. Mehr in Beziehung mit mir selbst, ich weiß mehr über mich und ich mag mich selbst lieber! Und ich bin mehr und besser in Beziehung mit anderen, auch in jenen Beziehungen, die gar nichts mit dem Kurs zu tun haben und schon lange davor bestanden haben.

Seit dem Kurs nehme ich Defizite in der Seelsorge (und auch in der Beziehungsfähigkeit unserer SeelsorgerInnen) stärker wahr als vorher und kann sie eher benennen, ich habe aber auch mehr Werkzeug, um damit umzugehen – und vielleicht auch dagegen anzugehen.“ (Ehrenamtliche Mitarbeiterin)

Haben sich die Herausforderungen an die Beziehungsfähigkeit (aufgrund des soziokulturellen Wandels) verändert?

Beziehungen – immer wieder Neuentwürfe

„Für mich am wichtigsten: Ich vermute, dass in der pastoralen Praxis ganz andere Kompetenzen hinsichtlich Beziehungsfähigkeit gefragt sind als früher, viel mehr Bereitschaft und Fähigkeit, sich dem Gegenüber als Person ganz zu stellen, Wissen um gesellschaftliche und auch gruppenspezifische Prozesse, mehr und differenzierte Arbeit an sich selbst, an der eigenen Entwicklung und so vieles andere... Vielleicht hat ja auch allein die Anzahl der Beziehungen, die wir heute leben, im Vergleich zu früher zugenommen und es gibt wohl viel mehr unterschiedliche Weisen, Beziehung zu leben als früher, die uns auch in unterschiedlichen Kompetenzen anfragen.

Die Anforderungen, die Männer und Frauen aneinander stellen, haben sich meinem Eindruck nach stark verändert und es gibt viel weniger Regeln, an denen wir uns orientieren können. Beziehung scheint mir immer wieder ein neuer Entwurf zu sein, der selbst definiert und gestaltet werden muss, das ist schön, aber auch anstrengend und anspruchsvoll und das Gelingen ist weniger selbstverständlich. Und wann kann ich eine Beziehung – jeder Art – überhaupt gelingen nennen?“ (Pastoralassistentin)

Kein Stein auf dem andern

„Alles hat sich geändert. Man kann sich nirgends anhalten, Positionsautorität allein ist zu wenig, um Selbstverantwortung und Arbeit an sich selbst kommt niemand mehr herum. Gleichzeitig ist es härter, kälter, schneller, erbarmungsloser, „kapitalistischer“ geworden. Wir brauchen „Peergroups“ und „Weggemeinschaften“, wo man anschauen, reflektieren, sich erholen, Vertrauen haben kann, wo man auch Nähe, Geborgenheit, Freundschaft und zweckloses Beisammensein und Freude aneinander erfahren kann. Und wo man immer wieder nachdenken kann, was das Evangelium ganz konkret im kleinen Alltäglichen, Persönlichen bedeutet und welche Entscheidungen man folglich treffen u. welche Wege man einschlagen muss. Pfarrleute folglich könnten dort endlich kapierten und einüben, dass die Menschen etwas suchen und dringend brauchen und nicht als Billig- beziehungsweise Gratarbeitskräfte zur Systemerhaltung eingespannt werden können, Menschen „draußen“ haben es hart genug. Pfarre, Kirche könnte der Ort für Alternativen sein. Dann bleibt natürlich kein Stein auf dem anderen, das alte „Reichsfürstenwesen“ hätte ausgedient, aber es würde wieder dem Leben u. der Entfaltung des Reiches Gottes dienen (um es schön fromm u. kirchlich auszudrücken – aber ich seh es ganz klar vor mir).“ (Ehrenamtliche Mitarbeiterin)

Gefahr: berufsmäßig einfühlsam

„Ja, im Sinne von „anspruchsvoller“. Zum einen sind die Anforderungen gerade auch im pastoralen Kontext anspruchsvoller geworden; es reicht nicht mehr aus, sozusagen von Amts wegen tröstende Worte etc. zu haben beziehungsweise die modernere Variante [zu verfolgen]: einfach ein netter umgänglicher Zeitgenosse zu sein (und dadurch zu punkten). Hintergrund für diese klicheehafte Umschreibung: Zum Ersten: Traditionelle Begleitung durch Pfarrer zum Beispiel Krankensalbung etc., getragen und gestützt von der amtlichen Autorität, durchaus mit entsprechender Verwurzelung aller Beteiligten im Tun... Zum Zweiten: Ich denke hier zum Beispiel an Priestertypen in einer Zeit nach den Umbrüchen (Vat. II), die einfachhin sich von ihrer Kollegenschaft abgehoben haben, insofern sie als „normal“ galten („Mit dem kann man reden“) und diese Tatsache allein (ohne weiteren Hintergrund) als angenehm und hilfreich empfunden wurde. Stichwort Professionalisierung: Trotz aller gut tuenden Kompetenzsteigerung bei Leuten im kirchlichen Dienst besteht die Gefahr, ein bisschen pseudohaft „psychologisch“, berufsmäßig einfühlsam etc. zu reagieren (Motto: „Na, dann machen wir ein Plakat, eine Wie-geht-es-unser-heute-Runde“.) Der geerdete Standort („Normalität“) darf nicht verloren gehen (gewisse Gratwanderung).“ (Priester)